

Philipp Gurt wurde 1968 als siebtes von acht Kindern in eine Bergbauernfamilie in Graubünden geboren. Er wuchs in verschiedenen Kinderheimen auf. Früh begann er mit dem Schreiben. Zwölf seiner Bücher wurden bisher veröffentlicht, darunter mehrere Schweizer Bestseller. 2017 erhielt er den Schweizer Autorenpreis. Er lebt in Chur im Kanton Graubünden.
www.philipp-gurt.ch

PHILIPP GURT

BÜNDNER TREIBJAGD

Kriminalroman

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Für dich und mich

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: mauritius images/BY
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Irène Kost, Biel/Bienne, Schweiz
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2019
ISBN 978-3-7408-0538-8
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmässig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

*Die Hölle ist leer,
und alle Teufel sind hier.*
William Shakespeare

Prolog

Mächtig erhob sich der Munt la Schera an jenem farbenprächtigen Morgen in den blauen Himmel empor. Überall in den Bündner Bergen hatte der Herbst bereits Einzug gehalten. Die Luft war klar und beinahe winterlich kalt im Unterengadin, als nach einer sternklaren Nacht die ersten Sonnenstrahlen den vulkanartig geformten Gipfel in Sonnenschein tauchten. Der Wald, der sich die immer steiler ansteigenden Flanken hoch bis auf zweitausend Meter Höhe erstreckte, umschloss einen grossen Teil der steppenähnlich ausgedehnten, wie platt gedrückten Gipfelregion. Der Berg sah aus, als hätte jemand dessen Spitze in einer Höhe von zweitausendfünfhundert Metern mit einem stumpfen Eierköpfer weggeschnitten.

Mit dem ersten Einfallen der Sonnenstrahlen in den Wald aus Lärchen, Arven und Bergföhren entzündete sich sein goldenes Leuchten. Nur vereinzelt war der krächzende Schrei eines Vogels zu hören, der flatternd aus einer Baumkrone aufstieg, bevor dieser immer leiser werdend am Horizont entschwand. Ansonsten herrschte eine tiefe Ruhe im Nationalpark.

Diese Stille durchbrachen, noch bevor die ersten Sonnenstrahlen die Talsohle erreicht hatten, verzweifelte Laute einer dunkelhaarigen jungen Frau, die durch den dichten Wald hetzte. Sie atmete in panischer Angst, während sie immer wieder den Kopf zurückwarf, um ihren Verfolger zu sehen. Das dichte Unterholz zerkratzte ihre nackten Beine und Arme, Zweige schlugen ihr hart ins Gesicht. Orientierungslos stürzte sie sich barfüssig, nur mit einem hellblauen Höschen und einem weissen T-Shirt bekleidet, weiter talwärts. Immer wieder strauchelte sie, einen gellenden Aufschrei dabei ausstossend, raffte sich auf und hetzte weiter durch den Wirrwarr aus Bäumen, ohne zu wissen, was sie dort unten erwartete. Ihre Lungenflügel brannten, als atmete sie Feuer, ihr Herz raste. Der Tunnelblick vermittelte

ihr ein Bild eines Labyrinthes aus wankenden Bäumen und vorbeisauenden Ästen.

Endlich hatte sie eine Lichtung in der herbeigesehnten Talsohle erreicht, doch was sie sah, liess ihre aufkeimende Hoffnung gleich wieder schwinden: Da war nur Wald, umrahmt von einem Panorama aus Berggipfeln, weder ein Weg noch eine Strasse führten den Bergkämmen folgend aus dem schmalen Taleinschnitt. Sie versuchte ihren Atem zu beruhigen, um nach Lärm von Zivilisation zu horchen – einer Strasse vielleicht. Doch sie hörte nur das Pochen ihres Blutes in den Ohren und ihren eigenen gehetzten Atem. Nach einigen Minuten wurde sie äusserlich etwas ruhiger, sie hatte den Verfolger abschütteln können, als sie Geräuschfetzen vom Rauschen eines Baches aufschnappte.

Als sie diesen erreichte und ihren Durst mit dem glasklaren, eisig kalten Wasser gelöscht hatte, wusch sie sich die tiefsten Kratzer an Füssen, Beinen und Armen damit aus. Die Kälte spürte sie kaum. Ihr Atem wölkte sich in den ersten milden Sonnenstrahlen, die nun über die ausgedehnte Gipfelregion des Munt la Schera geklettert waren. Sie blieb einen Moment am Rande des Bachbettes stehen, suchte dabei angestrengt mit ihren Augen die Umgebung ab, bevor sie diesem in südlicher Richtung folgte. Ihr Verfolger würde es für wahrscheinlicher halten, dass sie flussabwärts floh, so hoffte sie.

Vor ihr erstreckte sich eingebettet der glitzernde Bachlauf. Mal war der Fluss wild aufschäumend in sein Bett gepfercht, dass sie kaum in Ufernähe, barfüssig, wie sie war, sich einen Weg bahnen konnte, mal war er breit und träge wegen eines weiteren Zuflusses, der mit seinem Geschiebe ein kleines Delta geschaffen hatte. Öfters musste sie kleine Umwege über die Bergflanken hindurch in Kauf nehmen, da in Ufernähe ein Vorankommen nicht möglich war. So war sie gezwungen, auch einen stotzigen Murenabgang zu durchklettern, der sich über ihr erstreckte. Ihre Augen suchten nach einem Weg hindurch, bis sie glaubte, einen schmalen Pfad darin entdeckt zu haben. Als ihr Blick der schluchtähnlichen Verengung folgte, die nach einhundert

Metern scharf nach rechts verlief, da war sie sich sicher – es war ein Trampelpfad, den die Wildtiere nutzten. Diesen in steilem Gelände zu erklettern wäre zwar schwierig, doch die nächsten fünfzig Meter fielen die Bergflanken beidseitig der Ufer derart steil ins Bachbett, dass sowieso kein Durchkommen war. Zuvor hatte sie vergeblich versucht, sich am Berghang abstützend gegen die Strömung zu stemmen. Chancenlos. Das beinahe hüfthohe Wasser drückte zu stark. Deshalb kletterte sie, ihren Blick immer nur nach oben gerichtet, die etwa dreissig Meter zum Pfad empor.

Es war ein gutes Gefühl, einem kleinen Sieg ähnlich, plötzlich auf einem wenn auch nur fussbreiten Trampelpfad gehen zu können. Mühsam hatte sie zuvor der wilden Natur Meter um Meter abringen müssen, und nun konnte sie rasch diesen Abgrund durchlaufen. Ihr Blick fiel dabei auch auf das wilde Wasser tief unter ihr, das durch die verengte Stelle rauschte, als ein Schuss die Luft krachend zerriss. Zeitgleich fühlte sie einen harten Einschlag in ihrer linken Schulter, dann flammte ein stechender Schmerz darin auf.

Entgeistert griff sie sich an die verletzte Schulter. Warm klebte Blut an ihrer rechten Hand.

In heller Panik hetzte sie durchs Moränenfeld, um im nahen Wald Deckung zu finden. Ihr T-Shirt färbte sich dabei weiter rot. Weitere Schüsse krachten, die Berge warfen ihr Echo drohend zurück.

Der schmale Pfad hatte nur wenige Meter durch den Wald geführt. Das Tal öffnete sich wieder, der Verfolger würde sie einholen, wenn sie in der kargen Deckung verharrete. Ausserdem brauchte sie dringend ärztliche Hilfe. Sie fühlte, dass da etwas tief in ihrer Schulter steckte.

Als hoch über der nächsten, sanfteren Flussbiegung noch ein Schuss die morgendliche Stimmung zerriss, stolperte sie und fiel den Geröllhang hinunter in den Fluss, der sie sofort einige Meter zurückriss. Die Kälte des Wassers raubte ihr für einen Moment den Atem. Gekonnt liess sie sich trotz ihrer Verletzung von der Strömung auf die gegenüberliegende Seite mitreissen. An dieser

Stelle flossen Uferregion und Wald beschaulich ineinander. Im Schutz der Bäume folgte sie im Schockzustand dem Fluss weiter bergwärts. So schaffte sie es, dem Talverlauf bis zur nächsten Biegung zu folgen. Kaum lag der Blick frei auf das Tal dahinter, riss sie mit Erstaunen ihre Augen auf.

Eine mächtige Staumauer erhob sich völlig unerwartet nur knappe zweihundert Meter vor ihr empor, als wäre sie eine Fata Morgana. Auf der linken, im Schatten liegenden Bergseite führte in mehreren Spitzkehren eine schmale asphaltierte Strasse zur Talsohle hinab. Mit letzter Kraft und tanzenden Schatten vor Augen, die sie immer schwerer in Schach zu halten vermochte, schleppte sie sich dahin.

1

Giulia de Medici hatte an diesem Freitagnachmittag soeben ihren schwarzen Pferdeschwanz festgezurr, als ihr Handy klingelte. Es war die Umzugsfirma, die mit gehöriger Verspätung und all den Umzugskartons und Möbeln endlich eintraf. Im Lürlibad, am Stadtrand oberhalb von Chur, ganz in der Nähe des altehrwürdigen Gebäudes der seit vielen Jahren stillgelegten Frauenklinik, hatte sie das Glück in Form einer Dachwohnung mit Terrasse angelacht. Die Sicht über die bald vierzigtausend Einwohner zählende Hauptstadt Graubündens und das Churer Rheintal war grandios, und das alles zu einem bezahlbaren Preis. Das Gebäude selbst versprühte den Charme einer längst vergangenen Epoche. Innen war es sanft renoviert worden, Vergangenheit und Moderne verschmolzen so zu etwas Besonderem. Das fast klerikal wirkende Treppenhaus mit dem geschwungenen hölzernen Handlauf und den handgeschmiedeten Staketen sowie der Fussboden aus Fliesen im Stile früherer Zeit, gepaart mit den kalksteinweissen Wänden, versprühten die Atmosphäre von Zeitlosigkeit, die Giulia auf Anhieb gefiel. Lift gab's keinen, die Möbelpacker mussten alles die fünf Stockwerke hochschleppen.

Die Dreissigjährige stand in der Wohnung, in der die Sonne schräg einfiel, und dirigierte, was wohin abgestellt werden musste. Dabei hüpfte ihr Pferdeschwanz wie ein Springseil. Noch nie hatte sie sich derart auf ein Zuhause gefreut. Es schien ihr, als wären die Vier-Zimmer-Wohnung und sie wie füreinander geschaffen. Sicherlich auch deshalb, weil damit ein Neuanfang in ihrem Leben verbunden war. Sogar ihr Belgischer Schäferhund Arkon war für den Vermieter kein Problem gewesen. Den zweijährigen Rüden hatte sie, seit dieser Welpe war, gut erzogen, und er war ihr ans Herz gewachsen.

Dennoch konnte sie an diesem Nachmittag einen Anflug von Schmerz nicht unterdrücken. Erkki Korhonen, ihr norwe-

gischer Ex-Freund, fehlte ihr noch immer, auch wenn sie sich weiter einredete, es sei besser so, wie sie es ja schliesslich selbst entschieden hatte. Ein Jahr war dies mittlerweile her. Mit der neuen Wohnung wären zumindest die Erinnerungen an ihr altes Zuhause nicht mehr jeden Tag präsent. Sie würde, sie müsste ihn einfach vergessen, und mit diesen Gedanken packte sie eine weitere Schachtel und stapelte sie ins Wohnzimmer.

Als die Sonne so tief stand, dass sie jeden Moment hinter der dunklen Bergsilhouette des Calanda versinken würde, war es mit dem letzten der Kartons endlich geschafft. Im Stehen nahmen all die Helfer und sie einen währschaften Bündner Zvieri auf der Terrasse ein: Silserkranz, Bündnerfleisch, Salsiz und Käse aus dem Safiental hatte sie aufgetischt. Dazu gab's eine Tasse Kaffee mit Engadiner Nusstorte und, wer mochte, ein kühles Calanda Bräu.

Bis spät in die Nacht räumte Giulia Karton um Karton aus, bevor sie sich nach einem letzten Blick aufs schlafende Chur unter ihr, dessen Lichter von Bergen umrahmt tiefe Ruhe ausstrahlten, schlafen legte.

Über der Greina-Hochebene funkelten die Sterne aus einem klaren Himmel. Mario Capeder, seine Hände hinter dem Rücken gefesselt, straukelte durch die Nacht. Er trug nur ein T-Shirt und keinen Penis mehr. Die frische Wunde war fachmännisch versorgt worden – ein Wundverband überdeckte die dicke Naht. Seine Augen hätten sich längst an die Dunkelheit gewöhnt, hätte er denn sehen können. Sie waren ihm sorgfältig mit silberfarbenem Industrie-Klebeband überklebt worden. Er hatte keine Ahnung, wo und warum er in dieser Situation steckte. Es war ihm aber bewusst, es musste Nacht sein, der Kälte wegen, und irgendwo weit abseits. Wer nicht sehen kann, muss hören, spüren und riechen.

Vorherrschend empfand Capeder zu Anfang nur diese Stille und ein seltsames Gefühl im Schritt – als wäre sein bestes Stück

betäubt. Nicht mal das Rauschen eines Baches war zu hören. Es gab weder Bäume noch Sträucher, denn er lief im scheinbaren Nichts. In den Bergen musste er sein, das sagte ihm der Duft, den er in tiefen Zügen mehrmals zur Orientierung eingesogen hatte, und die Kälte. Wie konnte er wissen, wann sich ein Abgrund, eine Felswand vor ihm auftun würde? Deshalb blieb er vorsichtig – Schritt für Schritt.

Erst nach gefühlten zwei Stunden traute er sich, leise, dann immer lauter zu rufen: «Haaaallooo?» Dabei horchte er angestrengt in die Nacht, als könnte sein Ohr mitsamt den Tönen ins Unbekannte schweben.

Stille.

Wer auch immer ihn hier ausgesetzt hatte, schien fort zu sein, hatte ihn zurückgelassen im Wissen, was nun passieren würde. Er versuchte angestrengt, sich zu erinnern, wie er in diese Lage gekommen war, doch da war nichts ausser dem Gefühl, in einem leeren Raum eine Erinnerung zu suchen.

«Haaaaallooooo? Ist da jemand?» Immer lauter rief er in die Nacht, und je lauter er rief, umso verzweifelter empfand er die wiederkehrende Stille in seiner ihm aufgezwungenen Dunkelheit. Weiter nahm er Schritt um Schritt, denn er musste sich der Kälte wegen bewegen. Immer wieder fiel er hin, dann, wenn sich ein kleiner Graben durch die Ebene zog oder ein Stein auf seinem Weg lag. Wenn es bergauf ging, drehte er sich seitlich weg, denn wo immer er sich befand, es war bestimmt besser, in der Ebene zu gehen – glaubte er zu wissen.

Die Kälte kroch langsam bis in seine Knochen, liess seine Muskeln steif werden. Die hinter seinem Rücken festgeschnürten Hände waren unmöglich zu befreien und taten weh. Im Schritt begann das seltsame Gefühl in Schmerzen überzugehen, aber er konnte sich keinen Reim darauf machen. Die dunkle Zeit dehnte sich zu einem endlosen Band ohne Anfang und Ende. Er straukelte wieder und fiel bäuchlings hin, dass sein Kopf auf etwas Hartes schlug; bestimmt auf einen Stein. Benommen setzte er sich mühsam auf, fühlte, wie das warme, klebrige Blut über seine zugeklebten Augen hinweg das Gesicht hinunter-

rann. Nach wenigen Minuten war die Blutung von allein gestillt, auf jeden Fall glaubte er dies.

Noch vorsichtiger als zuvor schon ging er weiter. Immer wieder blieb er kurz stehen, horchte in diese elendige Schwärze. Dass Stille so einnehmend sein konnte – ja einen zu erdrücken vermochte, dass man deshalb laut schreien musste, hätte er nicht für möglich gehalten. Also schrie er, so laut er konnte, und je mehr er schrie, umso grösser wurde seine Angst, bis er erschöpft auf die Knie sank, als befände er sich vor einem Altar und flehte zu Maria, Muttergottes.

Irgendwann vernahm er leises Plätschern.

Ganz in der Nähe musste ein Rinnsal fliessen. Bald spürten seine zwar von der Kälte fast tauben Füsse nassen Untergrund, als er im selben Moment vornüber ins Wasser fiel. Zum Glück war es nur knöcheltief. Vom ersten Schreck etwas erholt, kniete er sich so hin, dass er vornüber gebeugt seinen Durst stillen konnte.

Er versuchte zu spüren, in welche Richtung das Wasser floss, doch es war zu wenig Strömung darin. Er musste weiter.

Öfters blieb er stehen, horchte erneut intensiv in die Dunkelheit, die sich mit tiefer Verzweiflung und Wut mischte. Und Wut hatte einen grossen Vorteil: Wut und Angst konnte kein Mensch zur selben Zeit fühlen. So wurde er lieber wütend, als dass die vernichtende Angst sich noch weiter seiner bemächtigt hätte. Auch wenn er auf dem Teller des Teufels gehen und dieser bereits mit seinem Dreizack ausholen würde, so schnell gäbe er nicht auf. Farbenfrohe Bilder seiner Frau Marietta und seines in-nig geliebten fünfjährigen Sohns Laurin tauchten auf, als würde er in einem Fotoalbum blättern. Für sie müsste er stark bleiben und um sein Leben kämpfen. Seine weiteren, fast trotzigten Rufe verschluckte die Nacht genauso, wie er sich verschluckt fühlte, als wäre er im Bauch eines riesigen Wales gestrandet.

Dennoch ging er vorwärts – wie er glaubte. Die Berge, die ihn wie stumme Betrachter umgaben, standen duldsam da. Sie hatten alle Zeit dieser Welt, Zeit, die nur Berge besaßen.

Als er sein Bein an einem weiteren Stein ansties, nutzte er

diesen und rieb ein Auge daran, um das Klebeband wegzuschaben. Vergebens. Es klebte zu stark.

Irgendwann begann er zu zählen, um sich wenigstens in ein Zeitgefüge einordnen zu können: einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig ... So reihte er Zahlen zu einer Zeitkette, die Minuten zu Stunden.

Hoffnung keimte in ihm auf, als er die wärmenden Strahlen der Morgensonne auf seiner Haut fühlte.

Es war also endlich Tag geworden.

Auch wenn diese dicken Augenkleber nichts, nicht mal einen blassen Schimmer, durchsickern liessen, so wusste er nun, dass er gesehen werden konnte. Noch nie hatte er die wärmenden Strahlen der Sonne so bewusst angenommen. Einer gefesselten Blume gleich reckte er sich nach ihr. Die Wärme tat ja so unglaublich gut auf seiner kalten Haut, die sich mittlerweile anfühlte, als wäre sie in der Dunkelheit zum Fisch mutiert. Er drehte sich langsam wie ein Braten am Spiess, um auch seinen Rücken aufzuwärmen. Einzig die Schmerzen im Schritt nahmen mit der Wärme stetig zu, doch das Adrenalin drückte sie in den Hintergrund.

Die Sonne spendete ihm zwar die lebensnotwendige Wärme, doch damit hatte sich nur die Temperatur seines Gefängnisses geändert. Ziellos irrte er weiter im Zickzackkurs durch die Hochebene. Die Luft duftete frisch und erfüllt mit einer Prise aus Alpenkräutern, Flechten und Moosen. Die Oktobersonne brannte sich in den nächsten Stunden in seine Haut, als er wie aus dem Nichts heraus in der Ferne das Bellen eines Hundes hörte.

Er versuchte aus voller Kehle, um Hilfe zu rufen. Immer wieder versagte dabei seine Stimme, da er das Wasser nicht mehr gefunden hatte. Seine Zunge klebte am Gaumen und war aufgeschwollen, mehr als ein heiseres Krächzen ertönte nicht.

Das Gebell wurde lauter. Es waren mehrere Hunde. Oder nur einer? Seine Sinne spielten ihm Streiche.

«Holt ihn!», hörte er in der Ferne eine Männerstimme rufen, bevor das Gebell der Hunde anschwell.

Scheisse!

Wer auch immer die waren – es mussten *die* sein.

Er drehte sich um und versuchte, ohne Rücksicht auf das Gelände und mit noch weniger logischen Gedanken zu fliehen.

Es war sein letzter Überlebensfunke, der ihn blindlings davonstürzen liess.

Das drohende Gebell wurde immer lauter, undefinierbare Männerstimmen peitschten die Szene weiter an. Er fiel hin, rangelte sich wieder auf und fiel wieder hin, kurz bevor die Hunde ihn erreicht hatten. Er krümmte sich zusammen und wartete wimmernd auf das erste Zubeissen. Der Wirrwarr aus Gebell und Stimmen erreichte ihn. Er zog die Schultern hoch, als sich ihm eine feuchte Hundenase ungestüm ins Gesicht drückte.

«Oh mein Gott, was ist denn mit dem passiert?», schrie hell eine Frauenstimme auf.

«Geht zur Seite!», ordnete eine sonore Männerstimme an, die aus dem Hintergrund wie ein Gipfel alle anderen überragte.

Er spürte, wie jemand seine Fesseln durchschnitt und ihm, unter die Schultern greifend, vorsichtig zum Aufstehen verhalf.

Erstarrt vor Angst, liess er sich wie eine Schaufensterpuppe aufstellen und sich ein Hemd überziehen. Vorsichtig versuchten sie, ihm die Klebestreifen von den Augen zu ziehen. Nur ein kleines Stück davon vermochten sie zu lösen. Das Sonnenlicht schoss bis in die letzte seiner Hirnwindungen. Schnell hielt er sich die Hände vor das Auge und senkte dabei seinen Kopf, als hätte jemand eine Blendgranate in seinem Hirn gezündet.

Hände stützten ihn, damit er sich auf einen grossen Stein setzen konnte. Ein Gewirr aus Licht, Händen und Tönen überflutete ihn. Eine Trinkflasche wurde ihm an seine rissigen Lippen gereicht. Das kühle Nass erlöste seinen trockenen, wunden Mund. Gierig trank er, bis ihn eine Frauenstimme eindringlich mahnte, es langsamer angehen zu lassen, und er die Flasche absetzte. In seinen dursterfüllten Gedanken wäre er am liebsten in einen See aus Quellwasser gesprungen und hätte alles in sich reingesoffen – bis auf den letzten Tropfen.

Nur langsam nahm er im gleissenden Licht detaillierter seine

Umgebung wahr, als die Rotoren eines Helikopters in der Luft pulsierten.

Wie ein riesiger metallener Bergadler schwebte die Rettungsflycatcher Rega ein. Eine taffe Notfallärztin und ein Bergretter stiegen gebeugt unter dem reissenden Abwind der Rotoren aus. Sofort kümmerten sie sich um ihn, wollten als Erstes wissen, ob er allein unterwegs gewesen sei. Nach der Erstversorgung verschwand er wie in einem Traum im Inneren des Helikopters. Nach dem Abheben hob er nur kurz den Kopf und warf einen Blick auf die lichtdurchflutete Greina-Ebene unter ihm, die zu seiner Hölle geworden war. Mit seiner Rechten griff er langsam unter dem weissen Tuch in seinen Schritt. Eine verstörend greifbare Leere durchwallte ihn.

Giulia hatte die erste Nacht in ihrem neuen Zuhause überraschend gut geschlafen. Vielleicht lag es an ihrem neuen Bett aus Arvenholz, das seinen heimeligen Duft im Schlafzimmer verströmte. Arkon lag im Wohnzimmer auf seiner Decke und erhob sich sofort, als er Giulia aus dem Zimmer kommen hörte, um sie wedelnd zu begrüßen.

Barfüssig, mit T-Shirt und einer ihrer Lieblingsjogginghosen bekleidet, dazu eine Tasse Kaffee in der Hand, bahnte sie sich einen Weg durch all das noch Einzuräumende. Auf der Terrasse umhüllte sie die Frische der morgendlichen Herbstluft. Grosse Teile von Chur und die Westhänge des Bündner Rheintals lagen bereits im milden Sonnenschein.

Was für ein schöner Start in meinem neuen Zuhause, dachte Giulia und schob den Gedanken beiseite, dass Erkki die Wohnung sicherlich auch gefallen hätte. Ein freies Wochenende lag vor ihr, das sie mit Bestimmtheit nicht nur zum Einräumen und Einrichten nutzen würde. Es zog sie wie so oft magisch hinaus in die Wunderwelt Graubündens oder, wie sie bei so strahlendem Wetter auch spasseshalber sagte – Blaubünden. Der heisse Kaffee dampfte in der Kälte der Luft und verströmte angenehm sein Aroma, während sie ihn genüsslich trank und weiter in Vorfreude schwelgend die geplante Bergtour durchdachte, die am nächsten Tag in der Früh mit einer Freundin gestartet würde.

Eine Stunde später, um kurz nach zehn Uhr, nachdem sie mit Arkon draussen gewesen war und ihr Fruchtemüesli verdrückt hatte, surrte ihr Handy. Zwischen Schachteln und Frotteetüchern fand sie es aufblinkend. In der Leitung war der Leiter der Einsatzzentrale, Werner Kübler.

«Entschuldigung, Giulia, für die Störung. Wir haben einen speziellen Fall reinbekommen. Du glaubst es nicht. Genau wie die letzten beiden Jahre geht er wahrscheinlich unter die

Kategorie «Herbstlaub». Die Tat ist vor etwa einer Stunde im Unterengadin auf dem Gebiet des Nationalparks geschehen.»

«Was? Ist jetzt aber nicht dein Ernst.»

«Doch. Leider Tatsache, und ich dachte, das interessiert dich mit Sicherheit auch an deinem freien Tag. Es geht um eine angeschossene junge Frau, die ausschliesslich mit einer Beamtin reden will und dich anscheinend vom Biathlon her kennt. Sie liegt seit wenigen Minuten aufgrund einer Schussverletzung in ihrer linken Schulter im Kantonsspital. Sie schwebt nicht in Lebensgefahr, doch wer weiss, wie lange sie nach der Operation nicht vernehmbar ist.»

Werner Kübler, der als ein sehr besonnener Einsatzleiter galt, musste sich kurz räuspern. «Für die zeitnahe Fahndung nach der Täterschaft ist aber eine kurze Befragung wichtig. Also übernimm du das bitte. Es sind per Helikopter bereits zwei Hundestaffeln in das Gebiet unterwegs, in dem das Opfer aufgefunden wurde. Ein hervorragender Mantrailer und ein Bayerischer Gebirgsschweisshund kommen auch zum Einsatz. Unterstützung bekommen wir ausserdem von zwei Parkwächtern des Nationalparks, die das Gebiet bestens kennen und bereits auf dem Weg sind. Also, jede Information kann wichtig sein. Gib uns so schnell wie möglich mehr Details durch. Im Moment wissen wir nur, dass das Opfer im Unterengadin, beim Lago di Livigno, am Fusse der Staumauer Punt dal Gall, aufgefunden worden ist und berichtet hat, dass es von jemandem regelrecht gejagt worden sei. Die Frau war total verwirrt und brauchte in erster Linie notfallärztliche Hilfe. Die Täterschaft muss entgegen den alten Fällen noch in der Nähe des Fundorts des Opfers sein. Das ist diesmal unser Vorteil, den wir nutzen müssen.»

Giulia schlüpfte in eine Jeans und warf kurz einen Blick in den Spiegel, während sie eilends ihre Zähne putzte. Gewohnheitsmässig wie bei jeder Ermittlung schnallte sie ihr Holster um. Die Waffe darin hatte sie gestern sorgsam und getrennt von der Munition verwahrt. Sie zog sich eine hellblaue, dünne Mammutjacke über, um das Holster zu verdecken, und eilte

die Treppe hinunter. Beinahe hätte sie Arkon vergessen: also nochmals zurück, um für ihn die Terrassentüre einen Spaltbreit offen zu lassen.

In ihrem weissen Dienstwagen, einem Audi Q5, fuhr sie hinunter zum Kantonsspital, parkierte direkt vor dem Haupteingang und legte ihre Spezialparkbewilligung hinter die Frontscheibe. Die Zeit drängte.

Beim Eingang wurde sie bereits von einem ihrer Kollegen erwartet, der sie hinunter in den Notfallbereich führte, dorthin, wo das Opfer auf die bevorstehende Operation wartete.

Die junge Frau mit etwas blassem, aber vor allem arg zerkratzttem Gesicht und Armen lag mit einem weissen Tuch bedeckt auf einem Spitalbett. Giulia hatte sich im Treppenhaus von ihrem Kollegen sagen lassen, dass es sich um Ladina Demarmels handelte, eine Fünfundzwanzigjährige, die ehemals auch Mitglied des Kaders der Schweizer Biathlonmannschaft gewesen war. Giulia wusste sofort, wer gemeint war, da auch sie einst zum selben Kader gehört hatte. Sie war bis vor wenigen Jahren erfolgreiche Biathletin gewesen, bevor sie sich für die Karriere als Ermittlerin entschieden hatte. Ladina hatte drei Jahre später mit dem aktiven Sport aufgehört, wenngleich aus völlig anderen Gründen.

Giulia begrüsst Ladina mitfühlend, dass sich ihr Gesicht mit den wenigen Sommersprossen um die Nasenpartie dezent erhellte, und legte ihr vorsichtig und freundschaftlich die Hand auf die gesunde Schulter.

«Allegra, liebe Ladina. Es tut mir ausserordentlich leid, was dir widerfahren ist. Ich bin da, um dich zu unterstützen und vor allem um schnellstmöglich die Verantwortlichen zu ermitteln. Du wolltest mit mir unter vier Augen reden? Du kannst mir natürlich alles sagen, aber ich werde aus ermittlungstaktischen Gründen das Gespräch mit diesem kleinen Gerät aufzeichnen. Lass dich davon nicht irritieren. Ist bloss Routine. Einverstanden?»

«Giulia, ich danke dir sehr für dein Kommen. Ist ja schon

länger her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben. Ich glaube, an dem Tag warst du schneller als ich.» Ein gequältes Lächeln huschte über Ladinas Gesicht.

«Ach, das war bei meinem Plausch-Abschiedsrennen auf der Lenzerheide. Du warst die Schnellere auf der Loipe, und ich habe dafür besser am Schiessstand getroffen. Schon eine Weile her. Leider hast du mich nicht deswegen gerufen. Was ist denn passiert?»

«Ehrlich gesagt weiss ich nicht so genau, was wirklich passiert ist. Ich habe eine grosse Befürchtung und bitte dich, dafür zu sorgen, dass dies so frauenfreundlich wie möglich untersucht wird.» Dabei zog sie das weisse Laken zur Seite, dass ihre zerkratzten Beine und geschundenen Füsse zum Vorschein kamen. «Ich bin nur in diesem hellblauen Höschen aufgefunden worden, das nicht mal mir gehört ...», fügte sie an und warf einen vielsagenden Blick zu Giulia.

Giulia nickte, denn ihr war klar, was sie damit sagen wollte.

Ladina Demarmels' zerzaustes Haar war schwarz, schulterlang und gekämmt steckengerade. Ihre rehbraunen Augen sass in einem symmetrisch schön geschnittenen Gesicht. Angst und Unsicherheit waren darin geschrieben. Es war seltsam für Giulia, sie so zu sehen. Bis anhin hatte sie sie nur als liebenswerte, fröhliche, aber auch als extrem verbissene und fokussierte Sportlerin an Trainings oder Wettkämpfen kennengelernt, die alles für ihren Sport getan und für diesen gelebt hatte.

«Wie soll ich es dir bloss erklären? Plötzlich erwachte ich und fühlte, wie ich rannte. Verstehst du, als ob ich mitten in einem Film aufgewacht wäre, in dem ich die Hauptrolle spiele und gleichzeitig auch die Kameraperspektive bin. Es muss sich abgefahren anhören, aber als hätte ich zuvor wie ein Roboter funktioniert und wüsste daher von nichts. Da waren auf einmal meine Beine und Arme und dieser Waldboden und Äste und das ganz bestimmte Gefühl, von jemandem verfolgt zu werden. Doch ich konnte niemanden erkennen, nur hören, wie er hinter mir her war und nach mir rief, dass ich verdammt noch mal sofort stehen bleiben solle.»